



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Bessere Erzählungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

baulichem Kirchenstil zu ihnen zu reden, sondern auch offen und natürlich ihnen das mitzuteilen, was von den Resultaten moderner Wissenschaft und Bibelforschung jedem Gebildeten zu wissen Pflicht ist. Bei dem Theologen pflegt sich gewöhnlich langsam Stück für Stück ein Punkt der Überlieferung nach dem andern loszureißen. Anders bei dem Laien. Ihm ist ja vorgeredet worden: An dem unfehlbaren Bibelbuch oder der unfehlbaren Kirche oder der unfehlbaren Kanzelrede hängt die ganze kirchliche Lehre. Sobald nun irgend eine Einzelheit erschüttert, z. B. die Unmöglichkeit irgend eines biblischen Wunders begriffen ist, pflegt der Laie der Kirche und Geistlichkeit, oft auch der Religion überhaupt den Rücken zu kehren. Es gilt meist die Alternative: Entweder ist die Bibel unfehlbar, übernatürlich offenbart, oder sie enthält Priesterbetrug, ist erdichtet und erlogen. Unser Volk steht noch auf dem Standpunkte der Kinder, die nur einen Unterschied kennen: Es giebt gute und es giebt böse Menschen; sie fragen: Ist die Geschichte auch wahr? und wenn sie dies nicht ist, so ist sie erlogen. Mögen nun die Vorurteile der Vergangenheit noch so lastend auf die Unterrichtstradition unsrer Volksschulen und höhern Schulen drücken, es ist nicht allzu schwer, den Kindern der Volksschule ein gesundes Verständnis der Bibel beizubringen.*) Freilich müßte dann der gegenwärtige Zustand aufhören, daß unsre liberalen, meist auf den kirchlichen Dogmenzwang scheltenden Volksschullehrer selber orthodox unterrichten. Sie haben es ja auf ihren Seminaren nicht anders gehabt. Dort werden die Seminaristen auf einen populär und pädagogisch zurecht gemachten Extrakt orthodoxer Theologie hin abgerichtet, während die fleißigern und strebsamen unter ihnen aus Büchern wie dem natürlich verbotnen aber darum um so fleißiger gelesenen Büchner, Kraft und Stoff, moderne Bildung zu schöpfen suchen.

(Schluß folgt)



Bessere Erzählungen



Im Verlag von Zwissler in Wolfenbüttel, der schon manches gute, ernste Buch auf den Markt gebracht hat, ist vor einem Jahre herausgekommen: „Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn,“ von Elisabeth Stuart-Phelps, aus dem Amerikanischen von W. Cuchler, Pastor, das allerdings recht „eigenartig“ ist. Escht amerikanisch zunächst in Außerlichkeiten des Lebens, des Kirchentums und der Frömmigkeit, sodas man sich bisweilen an den Kopf faszt und denkt: Wiehts

*) Vgl. Wimmer, Die biblischen Wundergeschichten. Freiburg i. B. 1 Mark.

das wirklich da drüben, oder sollen wir uns nur erbauen an den Erfindungen einer anschaulich schildernden Phantasie mit sehr vielen, echt weiblichen Längen in der Darstellung? Der Held dieses Lebens ist ein feiner junger Mann, der unter armen Schluckern auf der Universität (Seminar, würden wir höchstens sagen) Casarea aus Herzensbedürfnis Theologie studiert und dafür von seinem reichen Onkel in Boston verstoßen wird, zart und kränklich von seiner frühverstorbenen Mutter her, aber energisch und heldenhaft, von wunderbaren Körperkräften, mit denen er bald auf seiner ersten und einzigen Pfarre den verkommensten Säufnern und Raufbolden imponierend entgegentritt. Leider ist dies keine wirkliche Pfarre im Sinne der wohlgestellten, dogmatisch befestigten Rechtgläubigkeit, der sein Onkel und auch sein Hauptprofessor, ein reichlich karierter, pedantischer Schulmeister, angehören, sondern nur eine freie Gemeinde von Fischern und Schiffern in einer armseligen Kapelle, von denen das bessere Widoover, das in die schöne Hauptkirche geht, sich lieber fern hält. Aber die Kirche verödet, und die Kapelle wächst, der schmale blasse Bayard thut Wunder von Bekehrung, er bezwingt die Bösewichter erst mit der Faust, dann mit dem Worte und dem Vorbild seines Wandels. Die Hauptfiguren sind Hiob Schlipp, der bisher immer nur seine Frau geprügelt hat, sodann die liederliche Lene, die ihren Namen passend nach der großen Sünderin bekommen hat, Bayards Hauswirtin und deren Tochter, die ihn pflegen, so oft er krank ist, endlich dieser Tochter Bräutigam, der ihn schließlich aus Eifersucht ermordet. Alles, was geschieht, hat den Charakter des Außerordentlichen, es verzehrt Kräfte, und man ahnt bald, daß ein solcher Held nicht irdisch glücklich werden kann. Die Szenen beim Gottesdienst sind bei großer Derbheit ergreifend schön. Als der Professor auch einmal auf der Kanzel seines früheren Schülers zu predigen oder vielmehr seine Dogmatik vorzulesen unternimmt, wird er sich seiner Kleinheit bewußt, und nur die Liebe, die diese Menagerie von Menschen zu ihrem Herzensbändiger hat, schützt ihn, sonst wäre er ausgelacht worden. Daß der neue junge Pastor den verrufenen Ort bekehrt und sich selbst dieser Aufgabe opfert, ist das Thema des Buchs. Ein Roman wird daraus durch sein Verhältnis zu der Professorstochter von Casarea, für die er schon als Seminarist Neigung gewonnen hat, und die nun immer und immer wieder seinen Weg kreuzt, ohne daß es zu der entscheidenden Wendung kommen will. Sie ist ein einziges Kind, ein verwöhnter, etwas unklarer Fisch, der unsre Teilnahme nicht zu verdienen scheint, um so weniger, als wir oft in Zweifel geraten, ob die zwei denn überhaupt nach dem Rate der Verfasserin zusammenkommen sollen oder nicht. Dann aber ganz zuletzt heiratet Helene den kranken, schon dem Tode verfallenen Mann, ganz kurz vor seiner Ermordung. In diesen wenigen letzten Tagen gewinnt sie für uns, und das Ganze bekommt einen beruhigenden Abschluß. Das wäre etwa die Fabel in den Hauptzügen, ernst, bewegend, manchmal erbaulich, durchweg mit sehr starken Mitteln wirkend, sodaß die Langweiligkeiten, die sich vorzugsweise im Seminarhof von Casarea zutragen, zum Ausruhen für den Leser eingelegt scheinen.

Immer möchte man so ein bald einschläferndes, bald aufregendes Buch, das vor allem nichts von einem Kunstwerk an sich hat, nicht genießen, und der in Amerika lebende Übersetzer ist des bessern deutschen Ausdrucks nicht mehr mächtig, wahrscheinlich auch des Englischen nicht hinreichend kundig. Bei uns sitzt man nicht in einem Plaze, hat auch keine Dienste, sondern Dienstboten, keine Ulmer Bäume und keine fein geschmückten Taschenuhren, der Lloyd-dampfer Scythia heißt auf deutsch nicht Scythin usw. Wenn er ferner seinem „Herrn“ Vater seine Übersetzung „als ein Gruß aus der neuen Heimat“ widmet, so ist das ein schlimmer grammatikalischer Fehler, und daß dieser Vater erblindet ist, geht keinen Leser etwas an. Hier sollte ein taktvoller Verleger eingreifen.

„Beckenfridli“ von Pfarrer A. Altherr, zwei Bände (Basel, Benno Schwabe) ist ebensowenig ein Kunstwerk, aber es erwartet auch keiner, denn es ist eine schlichte, anmutige, schweizerisch natürliche Erzählung, die den Eindruck einer Biographie macht und offenbar auch viel Erlebtes enthält. Ein betrübtes Herz vertrocknet das Gebein, und ein sonniges Gemüt stählt die Glieder für alles tägliche Ungemach. Fridolins Vater, das Bäckerlein von Raitenbühl, hat mit seiner geplagten Frau und seinem Kinderhaufen ein Leben, das kaum lebenswert scheint, und Fridli hat, seit er laufen kann, als Ältester alle diese Lasten redlich mit zu tragen gehabt, aber das ganze Haus weiß, daß es nicht anders sein kann, und aus Abend und Morgen weben Geduld, Heiterkeit und Gottvertrauen doch im Laufe der Jahre ein bescheidenes, stilles Glück zusammen. Fridli kommt mit elf Jahren, weil der Vater nicht mehr alle Kinder ernähren kann, ins Waisenhaus nach Kappeln, dann in ein nach Pestalozzis Grundsätzen geleitetes Institut als Gratischüler, Aufwärter und Aufseher über die zum Teil ältern Böglinge aus bessern Häusern, deren Freundschaft ihm Ferienaufenthalte und kleine Unterstützungen einträgt, sodaß er den Entschluß fassen kann, zu studieren. So weit reicht der erste Teil, die „Geschichte eines armen Knaben,“ die von Anfang bis zu Ende wohlthuend und unterhaltend ist, bei starkem Realismus idyllisch abgestimmt. Der zweite Teil, die Geschichte des Züricher Studenten, ist nicht so harmonisch, und er geht uns auch menschlich nicht so nahe. Die wachsenden Jahre nehmen einem Jungen das Privileg seiner Kindheit, die allgemeine Nachsicht, und zu sehen, wie einer emporsteigt, der überall mit seinen Ecken anstößt, hat nichts poetisches mehr, und von den allzu breit geschilderten eigentümlichen Freuden des schweizerischen Studentenlebens, den Bofingerjuiten und Turner- und Sangesbrüdervereinigungen hätte sich Fridel, der keinen Groschen zu verlieren hatte und für seine Lernstufe doch eigentlich schon ein recht langer Kerl geworden war, wohl ein wenig mehr zurückhalten können. Viel lieber hören wir, mit welchem Feuer er Griechisch lernt, und wie ihm die trocknen Vokabelnlisten seine Weltanschauung erweitern, sodaß er nicht begreift, wie er früher ohne Griechisch hat leben können, ohne sich ganz erbärmlich dumm vorzukommen. Oder wie er ein gebildeter Mensch wird in den Deutschübungen des Ästhetikers Bischer, und wie er sich in der Theologie

zurecht findet bei Pfarrer Lang und Professor Alexander Schweizer. Zuletzt wird er Vikar im Elsaß und heiratet seines Pfarrherrn Tochter, wie es in einem rechtschaffnen Roman zu gehn pflegt. Dieser Teil ist eigentlich mehr ein pädagogisches Buch, das Menschenkenntnis und auch Humor enthält, aber eine Fortsetzung, wie sie sich ein Leser des ersten Teils wünschen möchte, ist es nicht. Man hat das Gefühl, Beckenfridli hätte seinen Ursprungsverhältnissen etwas näher bleiben müssen. Wo sind die Eltern geblieben? Man denke z. B. an Quintus Fixleins Mutter, die dem Schulakt ihres Sohnes beivohnt voller Seligkeit, daß er die vornehmsten jungen Herren in seidnen Westen beordern und regieren kann und samt ihnen lauter hohe Sachen sagt „und auch versteht.“ Ich hätte Beckenfridli als Schulmeister von Raienbühl enden lassen.

Unsrer Leser kennen die Bücher der Gräfin Edith Salburg, die das vornehme Österreich vor seinem Zusammenbruch schildern: „Die Exklusiven,“ „Papa Durchlaucht,“ „Die Inklusiven,“ aus dem Verlage von Gröbel und Sommerlatte in Leipzig. Von einem neuen dreibändigen Zyklus: „Was die Wirklichkeit erzählt“ liegt uns ein Band vor, dessen Titel „Golgatha“ uns schon sagt, daß es sich hier um etwas ernstes und leidvolles handelt. Man könnte meinen, die Verfasserin wäre bei Hofegger in die Schule gegangen und habe auch einmal einen sozialen und dabei frei gerichteten Pfarrer darstellen wollen, den die Kirche verschwinden lassen muß, weil sie ihn nicht beugen kann, aber ihre Art ist ganz anders, wenn auch der Geist derselbe ist. Bei Hofegger, z. B. in dem „Ewigen Licht,“ fühlen wir immer zuerst den Dichter und das vorherrschende Kontemplative, dann erst dringt die Realistik in Einzelheiten und erst allmählich voller durch. Die Gräfin Salburg stellt dagegen das wirkliche Leben ganz vorne hin und läßt die Betrachtung nur leise mitgehen; sie will keine Dichterin sein, wie es scheint, könnte es aber vielleicht, denn sie hat ein starkes Talent. Das zeigt dieses von den frühern Büchern so verschiedene Golgatha aufs neue. Wenn z. B. Ferdinand von Saar dasselbe Österreich behandelt, so merken seine Leser ebenfalls, daß er es für morsch und verfallen hält, aber er nimmt die Sache nach Möglichkeit elegisch, er sammelt Eindrücke und giebt viel Kontemplation, keine Belsazarnächte mit Menetekels, wie in den Büchern der Gräfin Salburg. Ihre Schriftstellerei steht ganz allein. Man fühlt bei ihr, daß sich die Dinge so zugetragen haben, und sie sind so der Beachtung wert, daß man die theoretischen Fragen nach dem Kunstmäßigen und Romanartigen darüber vergißt. Dabei keinerlei Übertreibung, nichts von Karikatur, nur volle Deutlichkeit. Der Verfasserin kommt zu statten, daß sie in den höhern Kreisen, in deren Darstellung unterschieden ihre Stärke liegt, durchaus zu Hause ist: hoher Adel, Damen von fagenhaft altem Stammbaum, aber subsistenzlos, und Offiziere, natürlich nur von der Kavallerie und verschuldet, alte Reklameexzellenzen neben Rivieragräfinnen von nicht ganz durchsichtigen Verhältnissen, jüdische Hochfinanz, die auf ehemals gräflichen Schlössern sitzt, amerikanische Millionärsfamilien, die

in Wien Dialekt und österreichischen Schriff lernen wollen, alles das und noch viel mehr ist köstlich unterhaltend und ganz echt in der Farbe. Neben diesem weltlichen finden wir noch ein geistliches Theater, auf dem der hohe Klerus spielt mit dem Bischof, der in goldner Kutsche durch die dunkeln Quartiere der Armut fährt, während sein Vikar von Haus zu Haus geht und zu helfen sucht, bis er in sein Heimatdorf geschickt wird, wo er zu Grunde geht. Einst hatte ihn seine Mutter der Kirche gelobt, der Vater ist darüber mit ihm zerfallen, nun ist der selbständige Mann seinen Obern eine Gefahr geworden; mag er fallen, sein „Golgatha“ finden, das ihm hier nicht die Juden bereiten, sondern die gegen ihn aufgehetzten Klerikalen. So ist der Titel gemeint, der also nur auf die eine Person paßt. Auch diese Szenen haben volle Wahrheit, und die Verfasserin setzt darin ihre Kraft für etwas noch ernsteres ein als auf der weltlichen Bühne, aber hier sind uns dennoch ihre Leistungen einstweilen lieber. Wie sie das angefaulte, genießende, lustige Österreich schildert, das ist einfach nicht nachzuahmen, und es ist doch von Wichtigkeit, daß wir es nach seinem wahren Werte kennen lernen. Sie erfüllt eine Aufgabe, und wir möchten ihr darin noch recht oft begegnen.

Etwas ganz modernes und ebenfalls weiblichen Ursprungs ist „Der Meisterfahrer“ von E. E. Ries (München, Beck). Die Geschichte trägt sich in einer großen elsässischen Stadt, etwa Mülhausen, zu. Die Industrieschullehrerin Hortense van Meulen aus Brüssel, die sich bei Frau Jungmann in Pension gegeben hat, liebt einen reichen jungen Mann aus einer einheimischen Fabrikantenfamilie, den Meisterfahrer Ernest Chuquet, einen anständigen biedern Kerl, der sie auch heiraten will, nur nicht gleich, weil seine Familie es nicht zugeben würde. Diese hat gegen ein „Verhältnis“ nichts einzuwenden und wird sich mit der Zeit auch in eine Mesalliance finden müssen, aber es kann noch lange dauern, und der junge Elefant, der ganz in seiner Radelei aufgeht, fängt es möglichst ungeschickt an, seiner Geliebten das klar zu machen. Nun glaubt sie, er spiele mit ihr, und so erschießt sie ihn auf dem Rennplage bei einem Fest, was doch um solches Mißverständnisses willen ein wenig grausam ist und mit einem Miniaturrevolver nebenbei auch recht gewagt, um nicht zu sagen unmöglich sein dürfte. Sie hätten sich, wenn die Verfasserin nur ein wenig gewollt hätte, ebensogut kriegen können. Zweierlei ist gut, das Elsässische im Gegensatz zu dem Deutschtum der Eingewanderten in Anschauung, äußerer Sitte und Dialekt, sodann alles, was mit der Radelei zusammenhängt, auch die enorme Wichtigkeit, mit der diese Leute sich der Sache hingeben, sodaß sogar ein ernsthafter praktischer Arzt großen norddeutschen Zeitungen, mit denen er „in schriftstellerischen Beziehungen stand,“ einen Gefallen thun und ihrem Leserkreis eine Abwechslung bieten zu können meint, wenn er über ein Rennfest aus Mülhausen berichtet. Alles andre ist Nebensache, vor allem Frau Jungmann und ihre Töchter, deren eine sich inzwischen verheiratet, die andre sich verlobt, natürlich auch mit einem Radfahrer, Chuquets Freund — sie vertreten das deutsche Element —, nichts als Hintergrundstaffage für

die beiden Hauptpersonen, die doch lange nicht interessant genug sind, ein ganzes Buch zu füllen. Das ist ein künstlerischer Fehler, ein „Roman“ durfte es überhaupt nicht genannt sein, es ist ein sehr geschicktes, treffendes Sittenbild aus der elsässischen Gesellschaft mit einem romanhaften Schluß: der angeschossene Meisterfahrer bekennt sich in seinen letzten Zügen schuldig und bittet die Geliebte von der irdischen Gerechtigkeit los. Sehr rührend, namentlich für Radfahrer. Das „nicht gewöhnliche Talent,“ das wir früher der Verfasserin der „Märchen“ zugeschrieben haben, finden wir hier nicht wieder.

„Der Mann im Nebel“ von Gustav Falke (Hamburg, Janssen) ist schon eher ein Roman. Die eine Person, die der Titel andeutet, tritt ebenfalls wie das Liebespaar der Ries fast ganz allein hervor, aber sie hat mehr in sich und erlebt auch mehr, was uns interessieren kann, als die Lehrerin und ihr Radler. Henning Randers ist ein Litterat aus Kiel, etwa ein Pangelehrter, der nicht viel arbeiten kann und überall Sommerfrische macht, erst bei einem Schulmeister, dann in einem Schloß bei der Komtesse Fides, mit der er sich verlobt, dann bricht er sein Wort und lebt in einem einsamen Blockhaus auf Sylt, und über ihm in seinem Fremdenzimmer wohnt Helga, die Tochter eines Bremer Tabakkaufmanns, die eigentlich nur für eine Nacht bei ihm hatte Schutz suchen wollen, als sie sich im Nebel verirrt hatte. Henning hat eine Weltanschauung, in deren Mitte die Auswahl und das Edelmenschentum stehn, er schwärmt für das Aristokratische, und trotzdem hat er eine wirkliche Gräfin, die sich ganz gegen alles Erwarten in ihn verliebte, schnöde verlassen, um nun mit Helga Gedanken zu tauschen über Böcklin und Klinger, über Schumann und Chopin, Maeterlinck und d'Annunzio, auch mit Einschränkung über Nietzsche, nicht zu vergessen Ibsen, den Helga gern zitiert (Fides niemals, die war eine Realistin und allem Träumen abgeneigt), aber alles das kann doch kein Leben bauen. Früher hat er immer nur gefragt, ob er wollte, und dann hat er jedesmal nicht gewollt. Jetzt muß er erleben, daß ihn Helga nicht will, weil er in einem Fiebertraum seine Untreue gegen Fides verraten hat; Helga rächt also ihr Geschlecht, und Henning hat keine Kraft mehr, durch wirkliche Leistung etwas aus sich zu machen. Beinahe wäre er im Nebel in der wachsenden Flut ertrunken, und das wäre noch das beste gewesen, nun erschießt er sich. Der Form nach haben wir teils Erzählung, teils Tagebuch, teils Briefwechsel mit einem ältern Freunde, der doppelt hat, was Henning vergebens begehrt, nämlich Weib und Kind und noch eine junge Musikschülerin, in die er sich mit Mäßen verliebt, sodaß er glückliche Verse macht und eine zweite Jugend lebt. Das Ganze ist äußerst geschickt gemacht, auch nicht frivol, höchstens hin und wieder unwirklich phantastisch, aber es verläuft nicht im Sande; es wirkt und spricht an und lehrt auch etwas, freilich durch ein trauriges Exempel.

Das ist anders in einer Sammlung von kleinen Novellen von Kurt Martens, die auch in einem Nebellande vor sich gehn, noch höher im Norden, in Dänemark (Berlin, Fontane und Komp.). Der Verfasser hat sich durch seinen Dekadentenroman einen Namen gemacht, er versteht zu schreiben, wenn

auch mancher wünschen wird, er möchte über bessere Dinge schreiben. Hier in diesen sogenannten Novellen ist alles nur skizziert, es geschieht eigentlich nichts, lauter Eindrücke und Stimmungen huschen hin und her. Doch, in einer Prügeln sich zwei vornehme Alumnatsknaben im Schnee, am Sonntag, und dafür werden sie bestraft. Eine Baronin beherbergt auf ihrem Schloß Einquartierung, Reiteroffiziere, darunter einen königlichen Prinzen, in den sie sich verliebt, aber der Prinz kann nicht lieben, denn Prinzen verehren nur. Ein vornehmes Ehepaar reitet spazieren an einem andern Paar vorbei, das in freier Liebe glücklich ist und über die pflichtmäßig verbundenen, blasierten und gelangweilten Herrschaften seinen derben und drastischen Spott ergießt. Ein adeliches altes Fräulein findet ihren Liebhaber von ehemals in einer Gesellschaft in den Banden einer andern. Eine unglückliche junge Königin liebt ihren Leibarzt. Lauter Dekadenz, nichts erfreuliches, viel Schwermut und Lebensmattigkeit. Aber kunstvolle Schilderung, etwas von dem Schimmer alter, verblaßter Bilder, Kokoko, stille Wasser mit Schwänen, verwilderte Parklandschaft mit umgeworfnen Statuen und dergleichen. Schade, daß soviel gute Malerei an so traurige Gegenstände verschwendet worden ist.

Dieses Traumhafte, nicht völlig Wirkliche geht auch durch Rudolf Schäfers „Tragische Novellen“ (Dresden und Leipzig, Pierson), drei Geschichten von einer Kunstreiterin, einem Musiker und einem Maler, die letzte in Versen. Sie sind ernst und gut, nicht so apart in der Schilderung wie die von Martens, aber gesünder, leicht und angenehm zu lesen. Der Verfasser hat ein Talent, das gewiß zu bedeutenden Aufgaben reichen würde. u. p.



Der Kongreß im Göpfersbacher Thal

Von H. Denarius



Göpfersbach ist ein stilles, weltfernes Wiesenthälchen mitten im meilenweiten Forst; es zieht sich in sanfter Steigung vom Kamm des Gebirgs herab, und zwar an der Stelle, wo demnächst eine neue, die vierte Eisenbahnlinie den Thüringer Wald überschreiten wird. Ein starker Bach rauscht hindurch, mitten auf der Wiese steht eine uralte Buche, unter der es nach der Meinung der umwohnenden Waldleute nicht geheuer ist. Holzmacher, die sich dort zum Schlafen niedergelegt hatten, sollen sich beim Erwachen in einer wildfremden Gegend gefunden haben und erst nach tagelangem Umherirren nach Hause gekommen sein. Auch eine Nixe soll sich manchmal dort oben sehen lassen, und der unsichtbar machende Fahrjame, der nur in der Johannismacht reist, gedeiht da herum besonders gut.

An diesem lieblichen Ort nun war es in der Johannismacht des Jahres 1900 kurz vor Mitternacht wieder einmal nicht geheuer. Eine Menge spukhafter Gestalten